
PAUL★COLIZE

**BACK
UP**

★★ **KRIMINALROMAN** ★★

AUS DEM FRANZÖSISCHEN VON CORNELIA WEND

★ **EDITION NAUTILUS** ★

1

Eine Nachtigall

Larry Speed landete auf dem Flughafen von Mallorca am Samstag, den 18. März 1967, am Nachmittag.

Beim Verlassen des Flugzeugs blinzelte er, setzte seine Sonnenbrille auf und zog seine Lederjacke aus. Als er wenige Stunden zuvor von Tempelhof abgeflogen war, verschwand Berlin im Nebel, und es herrschten gerade mal fünf Grad.

Am Tag nach der Aufnahme hatte er den drei anderen Mitgliedern von Pearl Harbor vorgeschlagen, sich ein paar Tage Urlaub zu gönnen. Mit 3000 Mark in der Tasche und fünfzehn Monaten Arbeit in den Knochen, meinte er, hätten sie sich das mehr als verdient. Im Übrigen hatten das Zusammenleben und die Beengtheit über eine so lange Zeit zwangsläufig eine Menge Spannungen und Reibereien mit sich gebracht. Er hatte sie davon überzeugt, dass ein wenig Abstand ihnen guttun würde.

Die anderen hatten ihm zugestimmt.

Am Nachmittag war er in ein Reisebüro am Kurfürstendamm gegangen. Die Inhaberin hatte ihm Mallorca, Griechenland oder Istanbul vorgeschlagen.

Augenzwinkernd hatte er sie mit seiner rauen Stimme gefragt, *wo es am meisten Nutten zum Ficken gäbe*.

Die Frau hatte keine Miene verzogen und ihm die Balearen empfohlen, ein Reiseziel, für das es am Samstag noch freie Plätze im Flieger gab.

Als der Tag gekommen war, hatte er ein paar Sachen in einen Koffer gepackt, seinen Fender-Bass im Gitarrenkoffer

verstaut und ein Taxi zum Flughafen bestellt. Er hatte ebenfalls daran gedacht, seinen tragbaren Teppaz-Plattenspieler mitzunehmen und einige LPs, darunter *Fresh Cream*, das Album des Power-Trios, das in seinem Zimmer seit drei Monaten nahezu ununterbrochen lief.

Larry Speed, mit bürgerlichem Namen Larry Finch, war der Leader von Pearl Harbor, der Rockband, die er drei Jahre zuvor gegründet hatte, als er noch in Battersea lebte, einem Vorort im Süden von London.

Als uneheliches Kind hatte er seinen Vater nie kennengelernt, einen Schürzenjäger, der kurz vor seiner Geburt von einem Tag auf den anderen verschwunden war. Er hatte seine Kindheit und den größten Teil seiner Jugend im zweiten Stock eines bescheidenen Mietshauses in der Queenstown Road verbracht, verhätschelt von einer omnipräsenten Mutter, die ihn vergötterte. Fast zwanzig Jahre lang reichte sein Horizont nur bis zu den vier riesigen Schornsteinen des Elektrizitätswerks am Ufer der Themse.

Entgegen dem Klischee, demzufolge Rockbassisten Schläger sind, die keinen Konflikt scheuen, und bereit, den Ersten, der ihnen dumm kommt, zusammenzuschlagen, war Larry ein mickriges Kerlchen mit ausgemergeltem Gesicht und kränklicher Gesichtsfarbe und ein Hasenfuß.

Auf Betreiben seiner Mutter hatte er Musikunterricht genommen und mit acht Jahren Klavierspielen gelernt. Vier Jahre später war er zur Jazzgitarre gewechselt, um dann schnell zum Bass umzuschwenken, ganz wie sein damaliges Vorbild Charles Mingus.

Von seiner klassischen Ausbildung hatte er die Strenge und Genauigkeit zurückbehalten. Er behauptete allen Ernstes, dass die gelungensten Basslinien vor zwei Jahrhunderten von Johann Sebastian Bach komponiert worden seien und dass niemand ihn bis heute übertroffen habe, bis auf Jack Bruce.

Introvertiert, wortkarg und misanthropisch wie er war, verbarg er seinen Lebensüberdruß hinter einem verschlagenen

Grinsen und ätzendem Sarkasmus. Er machte gleichwohl eine atemberaubende Metamorphose durch, sobald er die Bühne betrat. Da spielte er auf einmal den Exzentriker, wirkte gelöst und ruderte wie wild mit den Armen.

Kurz vor 16 Uhr traf er im Punta Negra ein, einem brandneuen Hotel, das oberhalb des Meeres auf einer kleinen Halbinsel lag, der Costa d'en Blanes, ungefähr zwanzig Kilometer von Palma entfernt.

Er nahm sein Zimmer in Beschlag, öffnete seinen Koffer und breitete den Inhalt auf dem Boden aus.

Eine halbe Stunde später erschien er am Hotelpool, wo seine schlaffe Haut, seine langen schwarzen Haare und sein geöffnetes Fransenhemd, das den Blick auf seinen ausgegelmten Oberkörper freigab, so gar nicht zu den braungebrannten Rundungen der Urlauber auf den Liegestühlen passten. Damit nicht genug, waren seine Arme mit Tätowierungen bedeckt; die expliziteste unter ihnen pries die Segnungen der Fellatio.

Die Hotelgäste tuschelten, während sie ihn aus dem Augenwinkel beobachteten. Ohne sich um die argwöhnischen Blicke zu kümmern, ging Larry an die Bar und bestellte ein Bier, das er in einem Zug austrank. Verdutzt über den lächerlich niedrigen Preis, den man ihm in Rechnung stellte, beschloss er, einen Gang zuzulegen und zu Gin-Cola zu wechseln.

Gegen 18 Uhr, als die Sonne langsam unterging, hatte er genug Alkohol intus und dem Barkeeper genügend Trinkgeld gezahlt, um sich nach stärkeren Vergnügungen erkundigen zu können. Der Barmann erzählte ihm, Mallorca hätte im 15. Jahrhundert über ein öffentliches Bordell verfügt, und das Talent der Freudenmädchen dort hätte Seeleute aus einem Umkreis von 20000 Meilen angelockt. Seinen Aussagen zufolge hatte sich diese Verbundenheit zu guter Arbeit über die Jahrhunderte erhalten. Er empfahl ihm unter anderem das Mustang und das Bora Bora.

Larry ging zurück in sein Zimmer und bestellte ein halbes gegrilltes Hähnchen, Pommes Frites, Erbsen und eine Flasche gekühlten Rosé.

Seine Zimmernachbarn erklärten später, er hätte sein Essen vor dem Fernseher eingenommen und dabei lauthals den spanischen Moderator parodiert. Danach hätte er mehrere LPs gehört und wäre dabei durchs Zimmer gesprungen.

Ein Taxi holte ihn um 23 Uhr ab und setzte ihn bei der Mustang Ranch ab, in Bajos, im Zentrum von Palma.

Im Nachtclub machten sich mehrere Animiermädchen an ihn heran, und seine Wahl fiel auf eine Frau mit pechschwarzen Haaren und üppigen Formen, die älter war als die Nymphchen, die er zuvor beiseite geschoben hatte. Er gab ihr ein Glas Champagner aus und machte ein paar Tanzschritte mit ihr. Dann einigten sie sich auf die Summe von 10 000 Peseten als Gegenleistung für das, was sie *den großen Taumel* nannte.

Gegen 2.30 Uhr bestellte er ein Taxi. Sie ließen sich hineinsinken und fuhren zum Punta Negra.

Der Nachtportier sah sie gegen 3 Uhr morgens hereinkommen. Er erklärte später, dass das Paar stark angetrunken gewirkt habe.

Gegen 5 Uhr morgens sei die Frau an die Rezeption gekommen und habe darum gebeten, dass man ihr ein Taxi ruft. Sie habe leicht geschwankt, aber weder panisch noch verängstigt gewirkt.

Bei einer späteren Befragung gab sie an, dass Larry friedlich geschlafen habe, als sie ihn verließ.

Wie jeden Sonntag nahm der Angestellte, der die Außenanlagen in Ordnung hielt, um 6.30 Uhr morgens seine Arbeit auf. Als er mit der Reinigung des Pools begann, gegen 7.45 Uhr, bemerkte er am Grund einen menschlichen Körper. Er rief sogleich Hilfe, und zwei Köche, unterstützt von

einem Kellner, fassten mit an. Die Männer zogen Larry Finch aus dem Wasser, aber er war bereits tot.

Der von der Polizei herbeigerufene Gerichtsmediziner stellte als Todesursache Asphyxie und ein daraufhin eingetretenes schweres Lungenödem fest. Er setzte den Zeitpunkt des Ertrinkens auf etwa 6 Uhr morgens fest.

Die Prostituierte, Martha Rego, gab in ihrer Aussage bei der Polizei an, dass Larry viel getrunken und sich mehrmals für einige Minuten im Badezimmer eingeschlossen hätte.

Abgesehen von dem Schwall von Obszönitäten, mit dem er sie während des Akts überhäuft habe, habe sie ihn eher *nett* gefunden. Zu ihrer Verblüffung sei sein Sexualverhalten völlig normal gewesen.

Zusätzlich zu den drei Promille Alkohol, die er im Blut hatte, wurden im Labor Spuren von Codein, Diazepam, Morphin und Lysergsäurediethylamid nachgewiesen, einem künstlichen Halluzinogen, bekannter unter dem Kürzel LSD.

Die Polizei schloss daraus, dass Larry Finch offenbar nach unten gegangen war, um zu baden, und dabei ertrunken war.

Als Larrys Mutter einige Stunden später am Telefon von seinem Tod erfuhr, ließ sie sich ein Bad ein, setzte sich mit einem Foto ihres Sohnes hinein und schlitzte sich die Pulsadern auf.

Während das Leben aus ihrem Körper wich, summte sie *Hush Little Baby*, das Wiegenlied, das sie ihm in seinen ersten Lebensjahren vorgesungen hatte.

*Hush, little Baby, don't say a word,
Mama's gonna buy you a mockingbird*

*Schlaf, mein Kind, es wird Nacht überall,
Mama kauft dir eine Nachtigall*

2

Im Nebel

Wird Gott mir verzeihen, was ich getan habe?

Er kennt die Wahrheit. Er weiß, dass ich das nicht wollte. Was passiert ist, war nur eine Verkettung unglücklicher Umstände.

Gott wird mir meine Geschichte glauben, diese Geschichte, die die Menschen nicht hören wollten, diese Geschichte, die ich mühsam rekonstruieren muss und an die ich unentwegt denke, um zu verhindern, dass die Einzelheiten im Nebel des Vergessens verschwinden.

3

X Midi

Der Anruf ging in der Leitstelle um 18.12 Uhr ein.

Eine Frau meldete, dass ein Fußgänger von einem Auto angefahren worden sei, auf der Avenue Fonsny, in der Nähe des Eingangs zur Gare du Midi.

Man stellte ihr einige Fragen, um den Ernst der Lage einzuschätzen.

- Gibt es noch andere Verletzte?
- Nein.
- Ist er bei Bewusstsein?
- Ich glaube nicht.
- Bewegt er sich? Bewegt er Beine oder Arme?
- Sieht nicht so aus.

Er gab sofort den Einsatzbefehl.

Ein Krankenwagen fuhr an den Ort des Geschehens. Das

Hôpital Saint-Pierre wurde benachrichtigt, ein Reanimationsteam angefordert.

Die Informationen wurden an die Polizeizentrale weitergeleitet. Eine Streife machte sich sofort zur Gare du Midi auf.

Mit eingeschaltetem Blaulicht und Martinshorn schlängelte der Wagen sich durch den Verkehr, fuhr auf den Seitenstreifen und parkte mehr schlecht als recht vor dem Bahnhofseingang.

Die Polizisten schalteten die Sirene aus, ließen das Blaulicht aber an. Sie stiegen aus, rückten ihre Uniformen zurecht und schlenderten zu dem Menschauflauf hinüber.

Etwa zwanzig Personen bildeten einen Halbkreis um ein Taxi. Das Auto versperrte den Weg, was zu einem Hupkonzert führte.

Ein Mann löste sich aus der Gruppe und trat auf sie zu.

Er war völlig außer sich.

– Ich weiß nicht, was in den gefahren ist, er lief auf einmal rüber. Er warf sich geradezu vor das Auto, ich habe sofort gebremst, als ich ihn gesehen habe, aber es war zu spät.

Einer der Polizisten drängte die Schaulustigen zurück, während sich sein Kollege darum kümmerte, den Stau aufzulösen.

In regelmäßigen Abständen kamen schubweise Reisende aus dem Bahnhof und verteilten sich auf dem Trottoir. Einige vergrößerten den Pulk der Neugierigen, andere beschleunigten ihren Schritt, zeigten kein Interesse an dem Drama, das sich vor ihren Augen abspielte, hatten es eilig, nach Hause zu kommen oder in einem der angrenzenden Cafés Dampf abzulassen. Einige Studenten warfen einen flüchtigen Blick auf die Szene, die Kopfhörer in die Ohren gesteckt, losgelöst von der Realität in ihrer Blase aus Musik.

Der Krankenwagen traf kurz darauf ein, gefolgt von dem gelben Notarztwagen mit dem Reanimationsteam.

Der Arzt sprang heraus und kniete sich neben den Mann, der halb unter dem Taxi lag. Er beugte sich vor, lauschte

auf seinen Atem, inspizierte seine Augen. Er sagte ihm etwas ins Ohr, wartete auf eine Reaktion. Er untersuchte seine Arme, seine Beine, fasste ihn an den Handgelenken.

Sein Begleiter kam, um sich zu erkundigen.

– Und?

– Der Puls ist ganz schwach, aber er hat einen Glasgow von vier.

– Was machen wir?

– Wir verfrachten ihn in den Wagen. Hier sind zu viele Leute, und es ist fast dunkel. Außerdem fängt es gleich an zu schütten.

Der Sanitäter guckte nach oben. Ein paar Regentropfen trafen ihn ins Gesicht.

– Okay, ich hole die Trage.

Der Arzt hob vorsichtig den Kopf des Verletzten an und legte ihm eine Cervicalstütze um. Er entdeckte eine Wunde oben auf dem Schädel.

Der Sanitäter kam mit einer Metalltrage zurück.

Der Arzt packte die Arme des Mannes und legte sie auf dem Bauch überkreuz. Dann schob er eine Hand unter das Schulterblatt des Verletzten, die andere unter eine Pobacke und löste ihn vom Boden, indem er ihn zu sich rüberzog.

Der Sanitäter schob den ersten Teil der Trage unter den Körper des Mannes und seufzte.

– Verdammte! Wie der stinkt! Das ist mein zweiter Obdachloser diese Woche.

Der Mann am Boden hatte einen verfilzten Bart und lange, strähnige Haare, die sich mit Wasser und Blut vollgesogen hatten. Er trug einen dicken, unförmigen Mantel, der völlig durchlöchert war.

Inzwischen standen immer mehr Neugierige um sie herum. Zeugen des Unfalls lieferten den Neuankömmlingen im vertraulichen Flüsterton ihre Version des Hergangs. Der Regen wurde stärker, und einige Schirme gingen auf. Jugendliche in Jeans und Lederjacken drängelten sich durch die Menge. Der Erste, der es nach vorne an die Absperrung

geschafft hatte, begutachtete die Szene und warf dem Polizisten einen verächtlichen Blick zu.

– Die nerven, diese Penner! Soll er doch verrecken, dieser Idiot!

Der Polizist musterte ihn, ohne eine Miene zu verziehen. Dieses gegenseitige Taxieren dauerte eine ganze Weile. Der Wortführer spuckte aus und machte kehrt. Seine Clique folgte ihm wie ein Schatten.

Die Sanitäter schoben den Mann in den Krankenwagen. Als er im Schutz des Wageninneren war, trat der Polizist hinzu.

– Ist es lebensbedrohlich?

Der Arzt nickte.

– Ich gebe Ihnen gleich seine Papiere.

Er stieg in den Wagen, nahm eine Schere, schnitt die Kleidung des Mannes auf und durchsuchte seine Taschen. Er holte zwei Zigarettenstummel hervor, ein Einwegfeuerzeug, zwei oder drei Geldscheine und ein paar Münzen.

Er rief den Polizisten herbei und zeigte ihm alles.

– Das ist alles. Keine Papiere.

Der Arzt horchte den Brustkorb und die Lungen des Mannes ab und teilte dem Sanitäter seine Beobachtungen mit.

– Abdomen weich, Becken stabil.

– Die Beine?

– Scheinen nicht gebrochen zu sein, aber sein Kopf ist auf den Boden oder auf ein anderes Auto geprallt, er blutet leicht. Ich checke die Neurofunktionen.

Er kniff den Mann auf der Höhe des Deltoideusmuskels.

– Keine Reaktion. Er öffnet nicht die Augen.

– Keine Beugung der Arme und auch keine Bewegung der Beine.

– Gib ihm eine Infusion, wir intubieren ihn.

Der Sanitäter bereitete die Betäubung vor, während der Arzt die Elektroden an Schultern und Bauch des Mannes befestigte. Er machte das Pulsoxymeter an einem der Finger fest und schloss die Binde um den Bizeps.

Routiniert öffnete der Arzt den Mund des Mannes und legte den endotrachealen Tubus ein.

Dann warf er einen Blick auf die Messinstrumente.

– Du hast recht, er stinkt wie die Pest. Muss ein Alki sein, riecht wie ein Schnapsfass.

Der Arzt nahm Kontakt zum Reanimationsteam des Krankenhauses auf.

– Jacques? Hier ist Guy. Ich komme mit einem Gehirntrauma, intubiert und ventiliert.

Die Autos setzten sich in Bewegung und fuhren die Avenue Fonsny in Richtung des Hôpital Saint-Pierre herunter, das keine zwei Kilometer entfernt lag. Im dichten Konvoi schlängelten sie sich durch den abendlichen Stau, fuhren durchs Krankenhausportal und hielten vor dem Eingang der Notaufnahme.

Zwei Assistenzärzte kamen heraus, um mit anzufassen. Sie legten den Mann auf eine Trage und brachten ihn in einen Schockraum. Einer der Sanitäter zog ihn aus und konnte eine Grimasse nicht unterdrücken.

– Habt ihr den auf einer Müllkippe gefunden?

Er stellte den Überwachungsmonitor ein, rückte das Pulsoxymeter und das Blutdruckmessgerät zurecht.

Der Arzt rümpfte die Nase.

– Ich habe keine Papiere gefunden, hast du irgendwas?

– Nichts.

Sie machten eine Computertomographie von Wirbelsäule und Gehirn, spritzten anschließend ein Kontrastmittel, um Abdomen und Brustkorb zu untersuchen.

Der Arzt stellte seine Diagnose.

– Gehirnuquetschungen, zwei gebrochene Rippen, eine Wunde am Kopf. Es ist etwas Blut im Tubus. Er ist stabil, guck, ob sie auf der Intensivstation Platz haben.

Um 18.57 Uhr wurde der Mann auf die Intensivstation verlegt. Das diensthabende Team untersuchte ihn noch einmal vollständig. Zwei Pflegehelferinnen wuschen ihn von Kopf bis Fuß, aber der widerliche Geruch, der von ihm ausging, wurde kaum schwächer.

Am Abend stattete der Neurochirurg ihm einen Besuch ab,

notierte seine Beobachtungen und ging zum diensthabenden Arzt.

– Stoppen Sie die Medikamentengabe, mal sehen, ob er dann aufwacht.

Um Mitternacht herum erkundigte sich ein Polizist, ob es was Neues gebe. Sie hatten keine Papiere gefunden. Nur eine der Pflegehelferinnen hatte einen Hinweis entdeckt, einige Zeichen, die er mit Textmarker auf seine linke Hand gekritzelt hatte: *A20P7*.

Der Polizist zuckte die Schultern.

– Damit kommen wir nicht weit. Warten wir ein paar Tage ab, um zu sehen, ob eine Vermisstenanzeige auf ihn passt, viel mehr können wir nicht tun.

Am nächsten Morgen, als das Sekretariat öffnete, füllte die Verwaltungsangestellte die Anmeldung aus und vermerkte, dass der Betreffende am Donnerstag, den 11. Februar, ins Krankenhaus eingeliefert worden war, um 18.45 Uhr.

An der Stelle des Namens trug sie *X Midi* ein.

4

Ich muss den Faden wieder aufnehmen

Ich hätte nicht gedacht, dass Grand Funk mit von der Partie wären. Das Chaos, die Sirenen. Paranoid. Das Einsetzen der Gitarre, den Verzerrer bis zum Anschlag aufgedreht, das Grollen des Basses und der Einsatz des monolithischen Schlagzeugs von Don Brewer.

Grand Funk, das war guter Lärm.

Jetzt muss ich mich vorbereiten, muss den Verlauf der Ereignisse zurückverfolgen. Ich werde Gott den Grund für diese Toten erklären. Er wird verstehen, dass das Schicksal mich in

diesen Keller in Berlin geschickt hat, in diese apokalyptische Nacht.

Hiroshima.

Da hat alles angefangen. Dort muss ich den Faden wieder aufnehmen.

5

Ein Obdachloser

Nach einer Woche auf der Intensivstation war der Mann immer noch nicht wieder bei Bewusstsein.

Nachdem die Betäubungsmittel abgesetzt worden waren, hatte das Ärzteteam ihn in kürzeren Abständen überwachen lassen. Es wurde keinerlei Reaktion beobachtet, und die Ergebnisse der elektrophysiologischen Untersuchung machten wenig Hoffnung auf eine kurzfristige Besserung.

Im Bericht der computertomographischen Untersuchung des Gehirns wurde das Vorhandensein einer begrenzten Subarachnoidalblutung in der rechten Sylvischen Gefäßgruppe vermerkt, aber kein Gehirnödem und keine Auffälligkeiten in den Hirnventrikeln.

Bei der Magnetresonanztomographie wurde eine diffus axonale Schädigung im dorsalen Mittelhirn festgestellt und eine strategische Läsion, die beide Pedunculi cerebri betraf.

Die Blutanalysen ergaben, dass der Mann in zufriedenstellender gesundheitlicher Verfassung war. Es wurden lediglich Anzeichen von Diabetes bei ihm festgestellt. Die Blutdruckmessung ergab, dass er unter leichtem Bluthochdruck litt, und an seiner linken Schulter fand man Narben einer früheren Verletzung.

Seltsamerweise litt er an keinerlei Vitaminmangelerscheinung, was sonst bei Obdachlosen oft der Fall war.

Bevor das Nachtteam ging, um dem Tagsteam Platz zu machen, nahm sich der Oberarzt den Bericht von X Midi vor, rief die Schwestern zusammen und ging mit ihnen ans Krankenbett des Mannes.

Er warf einen Blick in die Papiere und wandte sich an die Nachtschwester.

– Haben Sie in den letzten Stunden irgendeine Reaktion feststellen können?

– Nein, keinerlei Reaktion. Kein Schwitzen, auch keine Unruhe.

Der Arzt beugte sich vor und untersuchte die Pupillen des Mannes.

– Er ist stabil, ich werde ihn extubieren.

Der Vorgang dauerte weniger als eine Minute. Als die Sauerstoffmaske angebracht war, wandte er sich an die zweite Krankenschwester.

– Rufen Sie auf der Neurologischen an, sie sollen ein Zimmer vorbereiten. Wir behalten ihn heute Morgen noch hier, und wenn es keine Komplikationen gibt, kommt er am späten Vormittag nach oben.

– Ist gut, Monsieur.

– Überwachen Sie ihn in der nächsten Stunde. Machen Sie noch einen Glasgow-Test vor der Verlegung. Und geben Sie ihm bis dahin weiter Fraxiparin und Perfusalgan.

Sie nickte.

Die zweite Frau warf einen Blick auf den Patienten und wandte sich mit gesenkter Stimme an ihn.

– Ich muss mit Ihnen reden, Monsieur.

Der Arzt folgte ihrem Blick und wirkte überrascht.

– Kennen Sie ihn?

Am Vortag hatten zwei Polizisten die Fingerabdrücke des Unbekannten genommen. Sie hatten auch ein paar Fotos gemacht, in der Hoffnung, ihn identifizieren zu können. Bis zu diesem Zeitpunkt war keine Vermisstenmeldung eingegangen, die auf ihn gepasst hätte.

Die Krankenschwester lächelte leicht gequält.

– Nein, das nicht.

Er nahm sie beiseite.

– Ich höre.

– Bevor ich hier angefangen habe, habe ich drei Jahre im César De Paepe gearbeitet. Im Winter richtet man dort einen medizinischen Dienst für Obdachlose ein. Sie können sich am Abend unentgeltlich behandeln lassen. Ich war mehrmals zu diesem Dienst eingeteilt. Die Männer, die ich dort versorgt habe, zeigten alle ähnliche Auffälligkeiten. Unabhängig von ihrem Alter oder ihrem allgemeinen Gesundheitszustand hatten sie verfaulte Zähne, und ihre Fußnägel waren in einem sehr schlechten Zustand. Sie hatten eine Art zweite Haut am gesamten Körper ausgebildet. Man musste sie vier oder fünf Mal waschen, um überhaupt einen Effekt feststellen zu können. Außerdem hatten sie Vitaminmangelerscheinungen. Und es gibt noch einen weiteren Indikator, an dem wir dauerhaft Obdachlose erkennen können.

– Die Intimhygiene?

Sie nickte.

– Ja, die Obdachlosen verlieren das natürliche Grundbedürfnis nach Intimhygiene.

– Was schließen Sie daraus?

– Auch wenn es den Anschein hat, ich bin sicher, dass dieser Mann kein Obdachloser ist.

6

Das Lächeln meiner Mutter

Hiroshima.

Meine Mutter sagte, meine Geburt hätte den Krieg beendet. Sie sagte das mit einem Lächeln. Ich saß in der Küche. Ich schaute sie an. Ich wusste nicht, was diese Worte bedeuten sollten. Ich war sicherlich glücklich.

Sie bereitete das Essen vor, trocknete sich die Hände an ihrer Schürze ab und strahlte mich an.

Ich bin am 6. August 1945 geboren.

Später habe ich erfahren, dass an diesem Tag Little Boy mehr als hunderttausend Menschen getötet hat. Hunderttausende Unschuldige, umgebracht, abgeschlachtet, bei lebendigem Leib verbrannt, innerhalb weniger Minuten, während ich aus dem Leib meiner Mutter kam. Ich habe nie verstanden, wie irgendjemand sich über eine solche Schandtat freuen konnte. Mir ist es nie gelungen, in diesem Ereignis den Auslöser einer positiven Entwicklung zu sehen, sondern nur den nie wiedergutzumachenden Blutzoll, den es zur Folge hatte.

Von meiner Kindheit habe ich nur diffuse Eindrücke zurückbehalten und einige schemenhafte Erinnerungen. Ab und zu tauchen Bilder, Gerüche oder Empfindungen aus dem schwarzen Loch auf, das mein Leben ausgefüllt hat.

Für einen kurzen Moment tauchen sie auf, gaukeln herum. In dem Moment nehme ich sie gestochen scharf wahr. Ich könnte jede Einzelheit beschreiben. Dann entfernen sie sich wieder. Manche kehren zurück, um mich zu belästigen, mich in ihren Bann zu ziehen oder mich anzurühren. Andere tauchen blitzlichtartig auf, blenden mich und verschwinden für immer. Ganze Teile meines Lebens sind so in den Miasmen der Zeit nach und nach verblasst.

Es war warm. Vielleicht war es die Wärme, die von meiner Mutter ausging, die mir diesen Eindruck hinterließ? Im Radio wurde klassische Musik gespielt. Die Dinge erschienen einfach, die Realität war zum Greifen nah.

Wir wohnten in einer kleinen Wohnung über einer Autowerkstatt in der Avenue de la Couronne, nicht weit von der Kaserne der Gendarmerie.

Ich saß in der Küche und zeichnete mit meinen Buntstiften Phantasiewelten. Die Stifte, meine Dinky-Toy-Laster, mein Meccano-Metallbaukasten und das Kartenspiel, das ich bei der Tombola gewonnen hatte, waren mein ganzes Spielzeug, meine Welt.

Der Vorbeizug der Kavallerie war die Hauptattraktion des Tages. Sobald ich das Geräusch der Hufeisen auf dem Pflaster hörte, stürzte ich ans Fenster. Das machten alle so. Auf den Balkonen und an den Fenstern erschienen unsere Nachbarn.

Wir beobachteten die Schwadronen. Die Pferde liefen im Schritt, zu zweit, dritt oder fünft vorne. Die Autos fuhren an den Rand, um sie durchzulassen.

Die Leute hatten Zeit.

An Regentagen hatten die Reiter einen langen Mantel übergeworfen, der bis über die Kruppe des Pferdes fiel. Manchmal defilierten sie in ihrer Ausgehuniform vorbei. Sie sahen fesch aus mit ihrer Standarte und ihren schwarzen Fellkappen.

Niemand schien sich an den Pferdeäpfeln zu stören, die sie hinterließen.

Wenn sie eine Demonstration in der Stadt absicherten, waren die Gendarmen mit einem Helm und einem langen Gummiknüppel ausgestattet.

Am späten Vormittag hielt ich Ausschau nach dem grünen Karren der Union Économique. Meine Mutter und ich gingen dann runter, um Brot zu kaufen. Ich lief zu dem Pferd, traute mich aber nicht, es zu streicheln. Es trug Scheuklappen. Ich beugte mich vor und versuchte vergebens, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Es machte mir Angst.

Gegen 12 Uhr hörten wir die Glocke des Suppenverkäufers. Ich lief ans Fenster und sah, wie die Leute sich hinten am Kastenwagen zu schaffen machten, mit einem Topf in der Hand. Sobald sie weg waren, ging ich wieder in die Küche.

Ich setzte mich hin und sah meine Mutter geschäftig hin und her laufen. Bis heute habe ich das Gefühl, meine ganze Kindheit lang meiner Mutter in der Küche zugeguckt zu haben.

Nachmittags machte ich ein Nickerchen. Ich streckte mich auf meinem Bett aus, meine Mutter zog die Vorhänge zu. Ich schlief auf der Stelle ein.

Ich erwachte vom Knirschen der Kaffeemühle. Der Kaffeeduft

stieg mir in die Nase. Ich stand auf und ging zu meiner Mutter. Da stand schon ein Butterbrot mit Sirop de Liège bereit, das ich gierig herunterschlang.

Einmal in der Woche, am Freitag, bohnte sie das Parkett. Sie verteilte das Wachs, ließ es einwirken und polierte das Holz mit einem Besen, der sicher eine Tonne wog. Der Geruch nach Bienenwachs ruft mir diese glücklichen Freitage zurück ins Gedächtnis. Es ging mir gut. Die Zeit ließ sich Zeit.

Meine Mutter liebte mich. Ich denke, sie ist die einzige Frau, die mich je geliebt hat, außer Mary natürlich. Mein Vater kam spät nach Hause, lange nachdem mein älterer Bruder aus der Schule gekommen war. Mein Bruder machte sich einen Spaß daraus, mir Angst einzujagen. Er sagte, dass sich unter meinem Bett wilde Tiere und Außerirdische versteckten, die warteten, bis es dunkel wurde, um mich anzugreifen.

Wenn mein Vater kam, roch er nach Bier und Tabak. Ich musste mich dann in mein Zimmer verziehen. Er hatte schlechte Laune. Er hatte einen harten Arbeitstag hinter sich. Er ging in den Keller, um einen Sack Kohlen zu holen, und belud den Heizkessel. Anschließend verlangte er ein Bier und dass die Gören ihn in Ruhe ließen.

Meine Mutter fügte sich.

Mein Vater hatte selten gute Laune. Wenn es doch mal vorkam, kniff er meine Mutter in den Hintern oder er presste sich von hinten an sie und griff nach ihren Brüsten. Meine Mutter lachte, setzte eine empörte Miene auf, aber ich sah, dass es ihr nicht missfiel.

Ich weiß nicht warum, aber dieses Rumgemache störte mich. Ich verschwand in meinem Zimmer. Ich war stocksauer. Ich wäre gern in der Lage gewesen, mich ihm zu widersetzen, aber ich sagte nichts.

Dann wurde mir von einem Tag auf den anderen der Boden unter den Füßen weggezogen.

Es war im Spätsommer, als meine Mutter mir ankündigte, dass ich am nächsten Tag zur Schule gehen müsse. Das sei doch eine gute Nachricht, ich würde eine Menge Dinge lernen.

Ich wollte nicht, ich weinte, ich schrie. Mein Bruder spielte den alten Hasen und machte sich über mich lustig. Ich trat gegen die Möbel. Mein Vater gab mir eine Ohrfeige, und ich beruhigte mich.

Am nächsten Morgen leistete ich heftigen Widerstand. An der Schule angekommen, weinte ich erneut. Ich wollte nicht, dass meine Mutter wegging. Ich zitterte vor Wut. Ich wollte wieder mit ihr nach Hause gehen, mich mit meinen Buntstiften in die Küche setzen und sie lächeln sehen.

Ich versuchte zu verhandeln. Ich war bereit zu bleiben, unter der Bedingung, dass meine Mutter neben mir sitzen durfte, auf der Nachbarbank. Sie gingen nicht darauf ein.

Mein Grundschullehrer hieß Pater Martin, und ich musste ihn auch immer als Pater ansprechen. Ich musste mich melden, wenn ich etwas sagen wollte. Ich boykottierte diese Form der Maßregelung, sagte nie etwas.

Bei Diktaten tauchte er hinter meinem Rücken auf und beugte sich über mich. Ich spürte seinen Atem in meinem Nacken und im selben Moment erschlafften die Muskeln meiner Hand. Ich konnte nicht mehr schreiben, meinen Federhalter nicht mehr halten oder ins Tintenfass tauchen.

Ich wollte nach Hause, zum Lächeln meiner Mutter.

Das ist so ungefähr alles.

Von meiner Kindheit bleibt mir das Lächeln meiner Mutter.

7

So einfach ist das

Ich war etwa zehn Jahre alt, als ich zum ersten Mal den Begriff »Rock 'n' Roll« hörte.

Die Inhaberin des Schallplattenladens, in den wir manchmal gingen, hatte einen Dutt und sprach das Wort mit Verachtung aus, als sie mir eine Chuck-Berry-Platte reichte.

Mit verkniffenen Lippen erklärte sie mir, das sei etwas Neues, und man nenne es Rock 'n' Roll.

Ich habe nie gewusst, wer der erste echte Rock-'n'-Roll-Musiker war oder wie das erste Rockstück hieß. Ich habe mich nie in diese Diskussion eingemischt.

Für mich war der erste Rock-'n'-Roll-Song Maybellene von Chuck Berry.

So einfach ist das.

8

105 Kilo

Seit dem Unfall waren zehn Tage vergangen und die Polizei musste sich eingestehen, dass sie mit ihren Ermittlungen nicht weitergekommen war. Alles, was man versucht hatte, war im Sande verlaufen.

Die Befragung der Nachbarschaft durch die Beamten des Viertels hatte nichts ergeben. Die Anwohner hatten erklärt, X Midi nie gesehen zu haben. Die Obdachlosen, die sich im Bahnhof herumtrieben, waren ebenfalls vernommen worden, ohne Erfolg.

Für alle Fälle hatte man eine Anfrage zur Identifizierung an das BCN von Interpol geschickt, das Bureau Central National in Brüssel. Die Fingerabdrücke von X Midi waren außerdem an den rechtsmedizinischen Identifizierungs-Dienst SIJ weitergegeben worden, befanden sich aber nicht in der dortigen Datenbank.

Das Kürzel A20P7, das man auf der linken Handfläche des Unbekannten gefunden hatte, war einem Kryptologen der Polizei vorgelegt worden. Man hatte mehrere Möglichkeiten in Betracht gezogen, aber keine hatte zu einer überzeugenden Spur geführt.

Ein Polizistenteam war ins Krankenhaus gekommen und hatte verlangt, dass man den Mann rasierte, um neue Fotos zu machen. Das Ergebnis war nicht gerade ermutigend.

Durch die erschlafften Wangen und die geschlossenen Augen wirkte das Gesicht des Mannes unnatürlich, so dass er nur schwer wiederzuerkennen war.

Sie hatten ihn auch gemessen und gewogen. X Midi war ein echter Hüne. Er war 1,92 m groß und wog 105 Kilo.